

Wo bleibt Foucault?

Stellungnahmen von Thomas Lemke, Walter Seitter
und Ulrich Johannes Schneider

Was macht Foucault für die gegenwärtige Diskussion in den Sozialwissenschaften so interessant?

Thomas Lemke: Zunächst einmal ist eine signifikante Akzentverschiebung in der Foucault-Rezeption seit den 1990er Jahren zu beobachten. An die Stelle der philosophischen Auseinandersetzungen, die sich auf die normativen Implikationen und die kritischen Impulse der Foucault'schen Arbeit konzentrierten (vor allem die sogenannte Foucault-Habermas-Debatte) traten zunehmend sozialwissenschaftliche Analysen, die sich um eine produktive Aufnahme und empirische Konkretisierung der Arbeiten Foucaults bemühten. In den letzten Jahren hat die soziologische und politologische Rezeption noch an Dynamik und Intensität gewonnen. So selbstverständlich ist inzwischen der Rekurs auf die Arbeiten Foucaults, dass dieser heute „auf Augenhöhe mit Gesellschaftstheoretikern von Weber bis Luhmann behandelt“ (Johannes Angermüller in der *Soziologischen Revue* 2004, S. 385) wird. Die Gründe für das wachsende Interesse an Foucaults Arbeiten sind sicher vielschichtig. Auf methodologischer Ebene gibt es eine Reihe von Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern, die den von Foucault und anderen ausgearbeiteten Diskursbegriff für eigene Forschungen nutzen. Neben sozialwissenschaftlichen Arbeiten sind hier auch literaturwissenschaftliche und historische Projekte zu nennen.

Darüber hinaus war Foucault in den letzten Jahren eine wichtige theoretische Referenz in einer Reihe von politikwissenschaftlichen und soziologischen Subdisziplinen. Seine Analyseinstrumente inspirierten die Körpersoziologie, die Geschlechterforschung, die Staatstheorie und

die Organisationssoziologie – um nur einige wenige zu nennen. Schließlich ist das Interesse an Foucault sicher auch einer theoriepolitischen Konjunktur geschuldet. Diese zeichnet sich zum einen durch die abnehmende Attraktivität von „Großtheorien“ aus bzw. durch Versuche zur Verbindung von Mikro- und Makroanalysen; zum anderen scheinen Foucaultsche Konzepte wie Gouvernementalität oder Biopolitik in vorzüglicher Weise geeignet, aktuelle Entwicklungstendenzen liberal-kapitalistischer Gesellschaften zu kennzeichnen. Sie stellen nicht nur Instrumente zur Beschreibung oder Beobachtung bereit, sondern bieten auch Werkzeuge zur Kritik.

Ulrich Johannes Schneider: Die theoretische Arbeit der Philosophie in eine Beschreibung von Denkräumen zu transformieren, kennzeichnet alle größeren Werke von Michel Foucault, der keines der klassischen philosophischen Probleme in einer begriffshistorischen oder sonstwie analytischen Perspektive thematisiert hat. Vielmehr hat er Denk- und Wissensweisen problematisiert, im letzten Jahrzehnt seines Wirkens auch Handlungs- und Regierungsweisen. Foucault bleibt in seinem Ansatz Philosoph, aber in seinem Material geht er über die traditionelle Philosophie hinaus und auf Phänomenbereiche ein, die – zumindest im deutschen Forschungsbereich – eher den Sozialwissenschaften zuzurechnen sind. Foucault hat als Philosoph auf sozialwissenschaftliche Problemstellungen reagiert und begriffliche Konstruktionen angeboten, gesellschaftliche Realitäten zu durchdenken. In deutschen Kontext knüpft man in der Sozialphilosophie lieber an Theorien und Konzeptionen der Sozialwissenschaften an, weniger an deren Problemstellungen; daher ist der Ansatz von Foucault radikal und auch schwierig. An den

DISKUSSION

Debatten über das Gefängnis, die Foucault mit seinem Buch *Überwachen und Strafen* immer noch auslöst, kann man erkennen, dass Foucault in seiner philosophischen Arbeit ein Material freilegt, das in seiner Be-



Thomas Lemke

schreibung nicht weniger anregend für sozialwissenschaftliche Fragestellungen geworden ist, als sein eigener (eher experimenteller) Begriffsapparat. Gilles Deleuze hat einmal gesagt, man müsse aus der Philosophie aussteigen, um in sie einsteigen zu können – so umwegig wirkt Foucault noch immer am stärksten.

Walter Seitter: Wenn sich gegenwärtig bzw. schon seit einigen Jahren verstärkt Sozialwissenschaftler mit Foucault beschäftigen, dann ist das eine durchaus sachgemäße Antwort auf sein Werk, dessen Themenwahlen seit *Wahnsinn und Gesellschaft* unterschiedlichen und häufig unterbelichteten Segmenten des Sozialen und des Politischen Raum gegeben haben. Die noch immer nicht abgeschlossene Edition seiner Vorlesungen bestätigt und vertieft diese Themenlinie, auf der Soziologen und Politologen, Juristen und Kriminologen ebenso fündig werden (können) wie

Bevölkerungswissenschaftler, Geschlechterforscher, Sozialmediziner, Versicherungswissenschaftler, Nationalökonom, Architektur- und Raumordnungsspezialisten und -spezialistinnen. Mit dieser lockeren und nicht unbedingt vollständigen Aufzählung will ich andeuten, dass Sozialwissenschaftler noch einige Zeit damit zu tun haben könnten, die Schriften Foucaults zu studieren und in ihnen neue Perspektiven für ihre Fächer zu entdecken. Diese Beschäftigung ist bzw. wäre geeignet, einen Teil der labyrinthischen Themenvielfalt Foucaults zu erschließen und fruchtbar zu machen. Bestimmte Problemfelder, die derzeit auch die Politik und die Publizistik in ihren Bann schlagen und die mit Begriffen wie „Sicherheit“, „Bevölkerung“, „Regierungskunst“ umrissen werden können und die von Foucault schon lange Zeit vor ihrer derzeitigen Aktualität artikuliert worden sind, legen sich einer fachwissenschaftlichen Behandlung besonders nahe.

Was Foucault für die Sozialwissenschaften interessant macht, ist erstens die Auffindung oder Aufstellung bestimmter Phänomene als Probleme, als Brennpunkte sozialen bzw. „asozialen“ Geschehens und zweitens die Skizzierung ihrer Geschichte: die Schilderung von Veränderungen, die Schilderung von sozialem Wandel, der durch Politik herbeigeführt worden ist und seinerseits wieder Politik herausfordert.

In der Fachphilosophie hingegen ist Foucault wenig präsent. Warum das?

Thomas Lemke: Ich bin mir nicht sicher, ob diese Einschätzung zutrifft. Zumindest für einige der wichtigsten zeitgenössischen Philosophen und Philosophinnen wie Judith Butler, Giorgio Agamben und Antonio Negri stimmt sie keinesfalls. So weit auseinander liegend ihre jeweiligen Positionen sein mögen, sie knüpfen doch in unterschiedlicher und manchmal konträrer Weise an die Arbeiten Foucaults an.

DISKUSSION

Ulrich Johannes Schneider: Die sogenannte Fachphilosophie in Deutschland versteht sich in weiten Teilen sehr professionell und hat ein relativ striktes Verständnis von "eigentlich philosophischen Problemen". Sie ist auch weitgehend ahistorisch – Ausnahmen bestätigen die Regel. Beides ist einer Rezeption von einem Denker wie Foucault nicht förderlich, dessen Philosophiebegriff – den er nie Anlaß hatte zu definieren – eher breit ist und der ein kritisches Verhältnis zum Problembereich der europäischen Moderne hat. Die vielleicht letzten großen Denker in Deutschland, die philosophischen Anspruch mit historischer Forschung verbanden, waren Ernst Cassirer und Hans Blumenberg, und auch wenn wir immer noch originelle Philosophiehistoriker haben, findet sowohl die philosophiehistorische Forschung wie die Debatte über die Philosophien des Mittelalters, der Renaissance, des Humanismus, der Frühen Neuzeit etc, eher in Amerika oder Italien statt, weniger in Deutschland. Man muss es einmal so hart sagen, weil ja nicht nur Foucault von deutschen Philosophen nicht rezipiert wird. Die nötige Offenheit für Fragen der Geistes- und Sozialgeschichte, für transdisziplinäre und unorthodoxe Methoden ist zu wenig vorhanden. Übrigens ist das nicht nur ein Defizit der "Fachleute", sondern auch Ergebnis der Gesamtstrategie einer jüngst massiv betriebenen Vernützlichung der Philosophie, deren Etablierung als Schulfach quer durch die Republik mit einer Verengung des Curriculums einhergeht. Aber ich will den Blick lieber in die Zukunft richten und den vielen philosophischen Lesern, die in Deutschland Foucault studieren, zutrauen, dass sie die heute noch vorherrschenden Oberflächlichkeiten durch gründlichere Studien ablösen werden.

Walter Sautter: Foucault hatte ein „schwieriges“ Verhältnis zur Philosophie. In seinen ersten Anfängen galt er als Psychologe bzw. kämpfte dagegen an, als Psychologe zu gelten. Lange Zeit war es üblich, sich zu fragen, ob er eigentlich Philosoph sei oder Historiker.

Wahrscheinlich war er von bestimmten Historikern tatsächlich beeinflusst, mit Sicherheit hat sein Werk auf Historiker (im weiteren Sinn) Einfluss ausgeübt. Was hat das mit seiner Art zu philosophieren zu tun?

Foucault war eben kein „normaler“ Philosoph, der über bestimmte Themen philosophische Bücher schrieb. Er arbeitete so gut wie ausschließlich „historisch“ - aber die reine Textexegese war seine Sache auch nicht. Sein Philosophieren bestand hauptsächlich darin, dass er von einem bestimmten Gegenwärtigen – einer sozialen Praxis, einer institutionellen Gewohnheit, einer Wissensform – ausging und von diesem Gegenwärtigen, das ziemlich selbstverständlich und unbestritten der Fall war bzw. ist, eine Geschichte konstruierte. Zu diesem Gegenwärtigen schrieb er eine Geschichte, die willkürlich irgendwann einsetzte und zumeist gar nicht bis an die Gegenwart heranführte sondern irgendwann im 19. Jahrhundert schon abbrach. Später hat er bekanntlich so eine Geschichte schon in der Antike einsetzen lassen und dann nur bis in die Spätantike weitergeführt. Diese Geschichtenkonstruktionen – die waren seine Philosophie.

Inwiefern ist das überhaupt Philosophie? Zunächst wohl nur insofern, als damit gegenwärtige Gewohnheiten und damit auch menschliche Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt werden. Aber das alles geschieht nur ganz indirekt. Die gegenwärtigen Selbstverständlichkeiten werden kaum genau definiert und ihre Infragestellung geschieht nur damit, dass ihnen eine Geschichte vorangestellt wird, die zeigt, dass das Gegenwärtige gar nicht natürlich oder ewig ist.

Die Stossrichtung dieses Vorgehens, das nur historisch daherkommt, ist antiessentialistisch und will das auch sein. Indem Foucault den Antiessentialismus konsequent ausagiert, verzichtet er auf den Anschein des Philosophischen, ja er gibt sich offen aphilosophisch. Gelegentlich hat er

DISKUSSION

sich denn auch auf die Seite der Sophisten geschlagen.

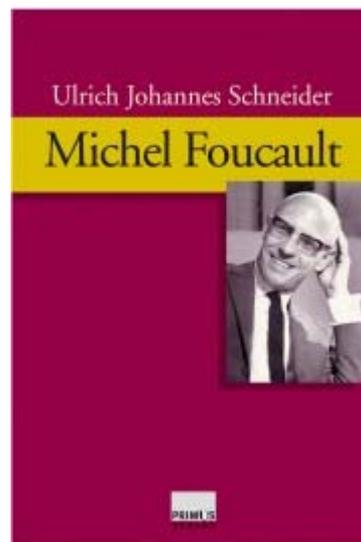
Diese antiphilosophische Attitüde im Werk Foucaults ist der tiefere Grund dafür, dass dieses Werk Schwierigkeiten hat, bei den Philosophen ernstgenommen zu werden. Mit diesen Schwierigkeiten muss es leben, wird es leben. Indem es etwa jetzt von anderen Disziplinen studiert und rezipiert wird. Und sogar von „systematischen“ Disziplinen, die sich für Sachen interessieren – und nicht bloss für Geschichte.

Was kann, was könnte Foucault zum aktuellen Diskurs in der Philosophie beitragen?

Ulrich Johannes Schneider: Mir scheint, dass die philosophische Szene in Deutschland sehr vielfältig ist. Wer auch immer sich für Foucault interessiert, wird ein Werk finden, das editorisch erschlossen ist wie kein zweites. Es erscheinen gerade die letzten Vorlesungen in vorbildlicher Edition und sehr guter Übersetzung, die auch schon den vier großen Bänden mit kleineren Schriften angediehen ist. So kann man mit Foucault besser arbeiten als etwa mit Emmanuel Levinas oder Maurice Merleau-Ponty, Gilles Deleuze oder Jacques Derrida – die Liste ließe sich fortsetzen. Ich vermute, dass Foucault immer noch und immer wieder Philosophen anregen kann, ins Gespräch mit Geistes- und Sozialwissenschaftlern zu treten, auch dort Probleme abzuholen – nicht um sie mit dem Kanon philosophischer Ideen rückzukoppeln, sondern um diesen Kanon neu zu formieren. Foucault hat in großer Unbekümmertheit, die ihm sein Denk-Material nahelegte, auf die meisten der traditionellen philosophischen Begriffe verzichtet und kann helfen, die philosophische Arbeit von einer begriffsdefinitiven Anstrengung in eine wirklichkeitsbeschreibende Arbeit umzuformen. So hat Foucault seine Funktion in der gründlichen Entgrenzung philosophischer Themenbereiche. Die

Philosophie würde sich dann eher mit dem verbinden, was geschieht: Mit der Verstaatlichung (und nicht mit dem Staat), mit der Subjektivierung (und nicht mit dem Subjekt), mit der Regierung (und nicht mit der Moral).

Walter Seitter: Zunächst liegt das Philosophische bei Foucault in dem Akt der Infragestellung des Gegenwärtig-Geltenden. Vollzogen wird dieser Akt nicht in frontaler Kritik an gegenwärtigen Zuständen sondern in peniblen Beschreibungen vergangener Zustände, vergangener mehr oder weniger äquivalenter Alternativen zum Gegenwärtigen. Dabei handelt es sich um Beschreibungen von funktionalen Zusammenhängen synchronischer Art. Diachronisches Aufeinanderprallen von synchronischen Deskriptionen.



Foucault-Titel von Ulrich Johannes Schneider

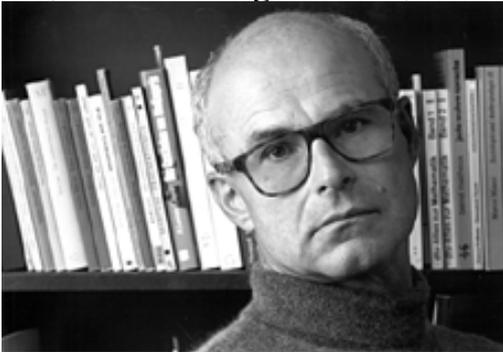
Das ist der Aspekt von Foucaults Schreiben, an dem jeweils bestimmte Einzelwissenschaften sich irritiert oder angeregt fühlen können: Sozialwissenschaften, Kunstwissenschaften, Geschichtswissenschaften ohnehin, Menschenwissenschaften überhaupt.

Auch wenn Foucault historisierend-relativierend die Diskontinuitäten im Diachronischen betont, so muss er gleichwohl – jedenfalls implizit und begrifflich – Kontinuitäten voraussetzen und akzeptieren. Sein Vorgehen wird komparatistisch und seine Komparatistik

DISKUSSION

dehnt sich tendenziell auf weite Zeiträume aus. Je weiter sie sich ausdehnt, umso weniger kann sie sich konsequent einer typisch philosophischen Erkenntnisrichtung versperren – nämlich der Bemühung um Wesenserkenntnis. Zwar wehrt Foucault diese Erkenntnisrichtung ab, aber sie drängt sich ihm auf.

Foucault ist insofern eine paradigmatische Gestalt in der Philosophie des 20. Jahrhunderts, als auch er sich einerseits von einem angeblich überholten Essentialismus abwendet, andererseits jedoch mit der Vergleichung zwischen singulären Situationen und Problemen die Frage nach geeigneten Allgemeinbegriffen sowie nach allgemeinen Wesensbestimmungen aufwirft. Mit welchen Begriffen epochale Diskontinuitäten überbrücken? Auf dieser Ebene wird ein gewisser Essentialismus – der, wenn er ein gewusster, ein reflek-



Walter Seitter

tiert und reflektierender ist, zum Wesen der Philosophie gehört – unausweichlich. Foucault hat sich dieser Aufgabe eines wengleich ungewollt sich aufdrängenden Essentialismus nicht entziehen können und hat daher lebenslänglich darum gerungen, bestimmte Begriffe mit überhistorischem Geltungsanspruch doch einzusetzen - oder eben nicht. Positiv entschieden hat er sich für Begriffe wie „Wahrheit“ oder auch „Erfahrung“. Vielleicht auch „Subjekt“ oder „Mensch“ – aber bei denen ist das nicht so sicher. Eher schon für „Wissen“, „Sprechen“. Und auf einer anderen Ebene: „Ontologie“.

Das Ringen um Allgemeinbegriffe, das vom Ernstnehmen historischer Brüche zunächst

vereitelt, dann erzwungen und schliesslich sogar ermöglicht wird (denn nur über sie hinweg gibt es „große“ Allgemeinheiten): das ist glaube ich eine Aufgabe, die gegenwärtiges Philosophieren bei Foucault wahrnehmen und lernen kann.

Als Beispiel für ein solches Ringen um einen Begriff sei der Begriff der „Wahrheit“ genannt, dessen Schicksal bei Foucault sehr wechselhaft ist: in den frühen Sechzigerjahren wird die Wahrheit beschworen und auch noch in Schutz genommen gegen ihre abendländisch-neuzeitliche Vermenschlichung, danach ist sie auch für Foucault nur ein Effekt in den menschlichen Machenschaften, während sie zuletzt eine Instanz von eigener Würde ist. Aber auch und gerade dann taucht sie in singulären Situationen menschlichen Verhaltens auf - etwa in derjenigen, die griechisch *parrhesia* hiess. Die „Erfindung“ singulärer Situationen ist wohl doch die genuine Leistung des Philosophierens bei Foucault: ihre Feststellung für die Gegenwart vermittelt über die Auffindung bestimmter anderer in der Vergangenheit und der Wunsch nach Erfindung wieder anderer Handlungsmöglichkeiten für die Zukunft. Die Auffindung-Beschreibung von vergangenen Singularitäten, das Beschreiben von Raritäten, dieses ästhetische Geniessen und Tun bekommt seine philosophische Qualität allerdings erst dank einer ethisch-politischen Verantwortlichkeit sowie einer intellektuellen Redlichkeit, die auch über die Elemente ihres Redens Klarheit zu gewinnen sucht. So etwa hat Foucault immer wieder darüber nachgedacht, wie der Begriff der „Macht“ in seinem Inneren zu bestimmen sei und mit welchen Begriffen er benachbart ist: Gewalt, Fähigkeit, Freiheit... Diese Überlegungen finden sich allerdings nicht nur in den großen Schriften, sie sind häufig mündlich geäußert worden und sind daher nicht immer leicht aufzufinden.

Wenn es einen „praktischen“ Problemkomplex gibt, der heute die philosophische Erörterung herausfordert und zu dessen Erörterung die Texte Foucaults

DISKUSSION

herangezogen werden könnten, dann ist es wohl die Frage, wie im Zeitalter wirklicher oder angeblicher „Individualisierung“ erträgliche, wünschbare Formen des Lebens, auch des Zusammenlebens, wie also ethisch-politische Orientierungen entwickelt werden können. Diese Fragestellung zieht sich durch das gesamte Werk von Foucault; in seinen letzten Schriften und Äußerungen hat er sie so verdichtet, dass sie deutlich sichtbar und diskutierbar geworden ist. Einen anderen und in gewissem Sinn supplementären Problemkomplex, zu dessen Erörterung vor allem Foucaults frühe Schriften herangezogen werden könnten, sehe ich in der Frage nach dem Wesen und dem Wirken von Kunstwerken – bei der „Bildung“, bei der Aufklärung und Erschütterung der Menschen. Ein dritter Problemkomplex, der in der Philosophie zunehmende Bedeutung gewinnt und der einen wichtigen Anstoß durch Foucault erhalten hat, betrifft die Analytik und die Praktik der Räume, also die Ordnung der simultanen Nebeneinander der Menschen und der Dinge. Man kann dieser Problematik die neumodischen Disziplinbezeichnung „...kologie“ zuordnen oder auch die altmodische „Kosmologie“.

Was kann, was könnte Foucault zum aktuellen Diskurs in den Sozialwissenschaften beitragen?

Thomas Lemke: Der mögliche Beitrag der Arbeit Foucaults für die sozialwissenschaftliche Forschung und Theoriebildung ist zu umfassend, um hier angemessen diskutiert werden zu können. Daher werde ich mich auf zwei Themenbereiche konzentrieren, die mir besonders wichtig erscheinen.

Der erste betrifft das Konzept der Biopolitik. Hier ist zunächst zu beobachten, dass die an den Foucault'schen Begriff der Biopolitik anschließende Rezeption in den letzten Jahren an quantitativer Bedeutung gewonnen und sich in verschiedene Richtungen mit unterschiedlichen Akzentsetzungen entwickelt hat. Dabei lassen sich grob zwei Rezeptionslinien unterscheiden. Die erste ist

in Philosophie und Gesellschaftstheorie sowie in der allgemeinen Soziologie beheimatet. Sie konzentriert sich auf die Frage nach dem Modus des Politischen: Wie funktioniert Biopolitik und welche Gegenkräfte mobilisiert sie? Wie unterscheidet sie sich analytisch und historisch von anderen Politikformen? Die zwei Extrempunkte dieser Diskussion stellen zugleich die prominentesten Beiträge in der Debatte dar: die Schriften von Giorgio Agamben auf der einen und die Arbeiten von Michael Hardt und Antonio Negri auf der anderen Seite. Die zweite Rezeptionslinie hat ihren Ausgangspunkt in der Wissenschafts- und Techniksoziologie, der Wissenschaftsgeschichte, der Medizinsoziologie, der Kulturanthropologie, aber auch in der feministischen Theorie und der Geschlechterforschung. Sie interessiert sich für die Substanz des *bíos* und untersucht die sozialen, kulturellen und politischen Implikationen der neuen Biotechnologien, die einen Zugriff auf das »Leben an sich« (Sarah Franklin) erlauben.

Es besteht die Gefahr, dass die skizzierte Rezeption des Konzepts der Biopolitik eine überkommene wissenschaftliche Arbeitsteilung reproduziert. Auf der einen Seite finden sich Analysen von Makroprozessen, die Antworten auf fundamentale Fragen von Macht und Widerstand, Subjektivität und Ideologie suchen; die andere Seite zeichnet sich durch ein Interesse für technologische Innovationen, Alltagspraktiken und die Mikroebene aus, und verortet sich häufig in Distanz zu politischen Prozessen. Problematisch ist diese theoretische Isolierung, da sie zu einer wechselseitigen Blindheit führen kann: Während die erste Tradition dazu tendiert, biopolitische Prozesse zu untersuchen, ohne materiale Technologien zu berücksichtigen, trennt die zweite regelmäßig technologische Entwicklungen von politischen Strategien.

Um dieses Problem zu vermeiden, bietet sich ein Blick auf Foucaults spätere Arbeiten an, in denen dieser das Thema der Biopolitik

DISKUSSION

innerhalb des „Rasters der Gouvernamentalität“ (Foucault) verortet. Biopolitik erscheint in dieser Perspektive als eine „Kunst des Regierens“, die über Körperpolitik und Bevölkerungspolitik auch moralische Formen der Selbstführung und Sozialtechnologien umfasst.

Der zweite mögliche Beitrag betrifft das Konzept der Gouvernamentalität selbst, dessen eigenständiges theoretisches Profil gegenüber dem governance-Diskurs in der Politikwissenschaft und in der Politischen Soziologie stärker herauszuarbeiten wäre. Festzustellen ist zunächst, dass auf deskriptiver Ebene Parallelen und Übereinstimmungen zwischen der governance-Literatur und der Analytik der Gouvernamentalität existieren. Beide erweitern den Regierungsbegriff, der über politische Institutionen und staatliche Apparate hinaus auch zivilgesellschaftliche Regulationsformen erfasst. Ebenso beziehen beiden Theorietraditionen neben juristischen und autoritativen auch informelle Steuerungs- und Koordinationsformen in die politische Analyse ein. Dennoch gibt es eine Reihe substanzieller Unterschiede zwischen beiden theoretischen Perspektiven.

Der erste besteht in der Konzeptualisierung des Staates bzw. der politischen Souveränität. Governance definiert sich durch die Differenz und Distanz zum Staat und wird als Gegenbegriff zu Government eingeführt. Die Eigenheit des governance-Diskurses besteht darin, dass er negativ auf den Souveränitätsbegriff bezogen bleibt. Das erklärte Ziel seiner Protagonisten ist es, hierarchisch-staatliche Interventionen zugunsten von dezentral-zivilgesellschaftlichen Mechanismen zurückzudrängen.

Die zweite Differenz betrifft die daraus folgende normative Perspektive. Über die empirische Beschreibung der Transformation und Restrukturierung von Staatlichkeit hinaus findet sich in der einschlägigen Governance-Literatur regelmäßig eine wertende Komponente. Die meisten

Autorinnen und Autoren sind der festen Überzeugung, dass Dezentralisierung, Deregulierung und Liberalisierung zentrale soziale und politische Probleme lösen, indem sie souveräne Autorität und hierarchische Bürokratie durch demokratische Partizipation und die egalitäre Einbindung Betroffener in die Entscheidungsprozesse ersetzen. „Good governance“ bezeichnet daher all jene Strategien und Programme, die darauf zielen, die Rolle des Staates zu begrenzen. Die staatliche Verwaltung soll ihr Handeln als Dienstleistung und deren Adressaten als Kunden begreifen und vormals öffentlich erbrachte Leistungen an private Akteure delegieren.

Die Analytik der Gouvernamentalität“ geht insofern über den Governance-Diskurs hinaus, als es dessen konzeptionellen Grundlagen und normative Prämissen selbst zum Gegenstand der Untersuchung macht. Innerhalb der Analytik der Gouvernamentalität bildet der Staat nicht das Außen, gegen das sich das Feld der Regierung profiliert, noch ist er der Ausgangspunkt oder Adressat der Analyse; im Gegenteil verortet diese Theorieperspektive den Staat selbst im Netz der Regierung, er ist Effekt der Regierungspraktiken, nicht deren Grundlage oder Gegenspieler. In dieser theoretischen Perspektive wird die Opposition von Staat und Zivilgesellschaft nicht als natürlich oder universell vorausgesetzt, sondern sie bildet ein strategisches Element liberaler Regierungspraxis.

UNSERE AUTOREN:

Thomas Lemke ist promovierter Politikwissenschaftler und Wissenschaftlicher Assistent am Fachbereich Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Bergischen Universität Wuppertal.

Ulrich Johannes Schneider ist Privatdozent für Philosophie und Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. **Walter Seitter** lehrt Ästhetik und Politikwissenschaft an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien.

DISKUSSION
